

(Nachdruck verboten.)

## Der Roman einer Verschwörung.

1) Von A. Ranc.  
Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.  
I.

Kaiserliches Postministerium.  
Kabinet des Ministers.

Bericht Nr. 2781.

An Se. Excellenz den Herzog von Novigo.  
(Vertraulich.)

Poitiers, im August 1818.

Herr Minister!

Erw. Excellenz werden mir verzeihen, daß ich Paris verlassen habe, ohne um Verhaltensmaßregeln gebeten und Befehle in Empfang genommen zu haben; aber die Eisen lagen im Feuer, und ich hätte mich des Vertrauens, mit dem Erw. Excellenz mich beehren, unwürdig gezeigt, wenn ich anders gehandelt hätte, als ich es gethan habe. Erw. Excellenz mögen darüber urtheilen. Ich habe vor vier Tagen von dem Agenten Nr. 7 der 2. Brigade einen Bericht erhalten, dessen Abschrift hier folgt:

Bericht an Herrn Degrange.

Gestern Abend habe ich mich im Palais Royal ganz in der Nähe des „Mames mit den großen Taschen“ befunden. Welch Glückszufall! Einen Monat war es her, seit wir ihn aus den Augen verloren hatten. Schließlich hat er sich doch nicht enthalten können, nach dem Palais-Royal zu kommen. Er spielte und gewann. Aber während er spielte, hatte er die Augen überall, und von Zeit zu Zeit ließ er, nach rechts und links blickend und die Gesichter mustend, eine kurze Pause im Spiel eintreten, bei einem solchen Spieler ein Zeichen, daß er mißtrauisch ist. Bis elf Uhr spielte er, dann ging er weg. Ich bin ihm nachgeschlichen, um zu sehen, wo er schlief und um seine Adresse festzustellen. Aber der Hund hat sich bei einem Frauenzimmer in den „Galerien“ aufgehalten, wo er auch wieder aufgestanden ist. Ich begleitete ihn bis zu der Thür des betreffenden Hauses und wartete dort zwei Stunden lang. Als ich sicher war, daß er schlief und vor dem nächsten Morgen nicht herauskommen würde, bin ich nach Hause gelaufen, um etwas zu essen, ein wenig zu schlafen und mir den Kopf anders zurecht zu stützen. Bei Tagesanbruch habe ich die Ueberwachung wieder aufgenommen; aber der Mann mit den großen Taschen ging erst zu Mittag aus. O, der treibt es bunt! Auf der Seite des Palais Royal ist er fortgegangen. Da ich sicher war, ihn dort wieder zu finden, bin ich im Trab zu dem Mädchen gelaufen. Es ist ein Frauenzimmer aus dem Elsaß, aber sie kannte ihn nicht. Es war das erste Mal, daß sie ihn gesehen hatte. Sie sagt, daß er viel Geld in der Börse hat und sehr freigebig ist. Er hat ihr gesagt, daß er wiederkommen wird. Muß abgewartet werden. In seiner Lage wird er doch nicht so dumm sein! Alsdann habe ich nur einen Gang bis zum Palais Royal gemacht, wo ich ihn im Garten wieder fand. Er plauderte mit einem andern, der auch wie ein Militär in Zivil ansah. Ich näherte mich ihnen, indem ich so that, als ginge ich spazieren; aber im selben Moment trennten sie sich; ein neuer Beweis, daß sie Mißtrauen haben. Ich hörte indessen, wie der Mann mit den großen Taschen zu dem andern „Poitiers“ sagte. Da ich nicht beiden zugleich nachgehen konnte, folgte ich dem Manne mit den großen Taschen. Er lehrte zum Spiel zurück, verlor aber. Dann ging er über die Freitreppe zum Palais Royal hinaus, wandte sich hinauf nach rechts in die Rue des Petits-Champs und ging auf der Seite der Rue Cocquillière. Dann bog er in die Rue Jean Jacques Rousseau ein und trat in das Postgebäude. Da ich ahnte, daß er dorthin gehen würde, war ich an ihm vorüber und vor ihm hinein gegangen. Alsdann blickte er sich um, und als ich sah, daß er zum Postbureau von Bordeaux ging, trat ich dort wieder als der Erste ein. Ich that, als ob ich mich nach etwas erkundigen wollte und hörte, wie er einen Platz im Wagen nach Poitiers bestellte. Man gab ihm Platz Nr. 1 für heute Abend 8 Uhr. Als er gegangen war, erhielt ich Platz Nr. 2 und gab dafür 20 Franks, die ich in meinem Ausgabenbuch vermerkt habe. Ich denke, daß ich damit nicht unrecht

gethan habe für den Fall, daß Herr Degrange die Ueberwachung fortsetzen will. Da ich sehr vorsichtig gearbeitet hatte, glaubte ich, daß der Mann mit den großen Taschen nicht acht auf mich gegeben hätte. Aber der böshafte Mensch erwartete mich — ein neuer Beweis, daß er mißtraut — an der Thür. Ich ging vorbei, als ob nichts wäre. Er sagte auch nichts, fing aber an, dicht hinter mir her zu gehen. Alsdann, als ich sah, daß der Mann mit den großen Taschen mir folgte, statt daß ich ihm nachging, gab ich die Ueberwachung auf und ging nach Hause.“

Dies, Herr Herzog, ist der Bericht, den ich von einem meiner besten Agenten erhalten habe. Erw. Excellenz werden in dem Aktenstoß Nr. 108, Karten 22 der Reihe 6 eine ausführliche Notiz über diesen Mann mit den großen Taschen finden, den meine Leute so nennen wegen eines langen Rockes, den er oft trägt, und der in der That ungeheure Taschen besitzt. Dieses Individuum hat nach einander seit Beginn der Ueberwachung die Namen Pavie, Guillemy und Danican angenommen. Aber keine dieser Namen ist der wahre. Er ist sehr gewandt und sehr mißtrauisch. Obgleich er sehr liebedlich ist, sagt er den Frauenzimmern gegenüber nichts, und wir haben bis jetzt seine Identität noch nicht feststellen können. Man hätte ihn gerade verhaften lassen müssen, und Erw. Excellenz wissen, daß, wenn ein solcher Streich nicht im rechten Moment fällt, das Spiel nicht die Kerze werth ist. Wer er auch sein möge, gewiß ist, daß Pavie, Guillemy oder Danican Beziehungen mit dem General Lahorie unterhalten hat. Es ist wahrscheinlich, daß er in der Malet'schen Sache als Vermittler zwischen den Royalisten und den Jakobinern gebietet hat. Es hat einen Danican in der royalistischen Kontrepolizei des Herrn Hyde de Neuville gegeben. Aber ist dies derselbe?

Ein sehr genauer Bericht theilt mit, daß der Mann mit den großen Taschen (Erw. Excellenz werden mir bis auf neuen Befehl gestatten, ihn so zu bezeichnen) an dem Tage des unglücklichen Malet'schen Versuchs dem Abbé Lafon bei der Flucht geholfen hat. Er hat ihn vier Tage lang verborgen und ihm die militärische Bekleidung verschafft, unter der dieser Hauptmissethäter Paris verlassen konnte. Arbeitete er allein im Interesse des Abbé Lafon und der Verschwörung oder für Rechnung der Royalisten? Folgte er nicht vielmehr, als er einen Mann von schwachem Charakter, der so vieles wußte, entweichen ließ, den Instruktionen Fuchs's oder der Leute, die gegen Ihre Verwaltung und gegen Sie selbst, Herr Minister, so ungerechte Anklagen erhoben? Dies sind so viele Fragen, auf die zu antworten mir jetzt unmöglich ist. Es genügt mir, Erw. Excellenz versichern zu können, daß der Mann mit den großen Taschen bis an den Hals in die Sache verwickelt war und es noch ist.

Seine Abreise nach Poitiers beweist reichlich, daß wir ihm auf der Spur sind. So können Erw. Excellenz sich wohl denken, daß ich ohne eine Minute zu verlieren, meinem Koffer zugeschnallt habe und auf die Post geeilt bin. Die Post nach Bordeaux sollte gerade abgehen, ich sprang in den Wagen, wo Nr. 7 mir einen Platz belegt hatte. Ich nahm eine Ecke, und in der anderen hatte ich sofort den Mann mit den großen Taschen erkannt. Wir waren drei im Koupee! Der Platz in der Mitte ward von einem biederen Pelzhändler eingenommen, der nach Poitiers geht, um dort Gänsefüße zu kaufen, die er unter dem Namen französischer Schwän wieder verkauft. Es ging nicht an, den Mann mit den großen Taschen zum Sprechen zu bringen, denn er ist zu sehr auf der Hut. Auch habe ich mich, da man selbst auf der Reise arbeiten muß, mit dem Gänsefüße-Händler beschäftigt. Dieser einfältige Mensch ist mit der Regierung nicht zufrieden. Ich habe einiges über die Meinung im Publikum und über das, was die Handelstreibenden sowohl in Paris als auch in Poitiers reden und denken, aus ihm herausholen können. Dies wird der Gegenstand eines Spezialberichts sein, den ich die Ehre haben werde, an Erw. Excellenz zu richten.

Sonst hat sich auf der Reise von Paris nach Poitiers nichts bemerkenswerthes zugetragen. Ich bin gewiß, daß der Mann mit den großen Taschen mit niemand verkehrt hat, weder auf der Borjpannstation, noch in den Hotels, wo wir gegessen haben. Wir sind heute Nacht in Poitiers angekommen.

Er ist im „Hotel des trois-Piliers“ abgestiegen, wo er sich unter seinem alten Namen Pavic eingeschrieben hat. Er hat sich für einen Angestellten bei den Armeelieferungen ausgegeben.

Natürlich bin ich ihm nach der „Trois-Piliers“ gefolgt. Von dort aus schreibe ich an Ew. Excellenz.

Bevor ich das Ministerium verließ, habe ich meinen Vertreter über die laufenden Sachen unterrichtet, die er übrigens zum größten Theile schon verfolgt hatte. Ich denke also, daß der Dienst nicht leiden wird. Gegenwärtig brauche ich hier niemand. In diesen kleinen Städten, wo alle einander kennen, würde eine größere Zahl von Agenten eher verwirrend als nützlich sein. Wenn es indessen nothwendig werden sollte, so hat mein Vertreter die Nummern der Leute, die man mir schicken müßte. Ich habe die feste Hoffnung auf Erfolg.

Geruben Sie, Herr Minister, die Versicherung meiner Ergebenheit und der Hochachtung entgegenzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein Ew. Excellenz unterthänigster und gehorsamster  
Degrange.

P. S. — Der Untersuchungsrichter Drault ist seit einem Monat von der möglicherweise erfolgenden Ankunft eines Beauftragten unserer Verwaltung benachrichtigt. Ich bitte Ew. Excellenz bei der Rückkehr des Couriers mir Vollmacht zu geben, damit ich den Telegraphen zu meiner Verfügung habe und im Nothfalle den Präfecten und den Generalprocurator vorgehen lassen kann.

Kriegsministerium!  
Kabinet des Ministers. Privatsekretariat.

Bericht Nr. 2005.

An Herrn S., Privatsekretär Sr. Excellenz des Herzogs de Feltre, Kriegsminister.

Werther Herr!

In Ausführung der Befehle, die Sie mir von Sr. Excellenz, dem Herrn Herzog de Feltre übermitteln haben, bin ich nach Poitiers gereist, von wo ich diesen ersten Brief an Sie richte. Vor allem muß ich Sie benachrichtigen, daß ich immer die Agenten Novigo's auf den Fersen habe. Das stört mich nicht; sie können mich überwachen, soviel sie wollen, wenn sie nicht merken, daß ich sie auch überwache, wird alles gut gehen. Nun, sie ahnen nichts; sie können nichts ahnen. Am Tage meiner Abreise bin ich im Palais Royal, wo ich einige Napoleons riskiren wollte, von einem Agenten der Brigade Degrange abgefaßt und bis zur Post verfolgt worden, aber so ungeschickt, daß ich sofort sah, mit wem ich es zu thun hatte.

Dieser Tölpel trat in demselben Moment in das Bureau, als ich meinen Platz erhielt. Ich habe beim Fortgehen auf ihn gewartet, und da ich ihn los werden wollte, weil ich noch — wie Sie wissen — einen wichtigen Gang vor hatte, bin ich Schritt für Schritt hinter ihm hergegangen, ohne ihn einen Fuß breit loszulassen. Er begriff, daß er erkrankt war und ließ mich in Frieden.

Aber ich machte mich darauf gefaßt, ihn oder einen seiner Genossen am Abend an der Post zu finden. Das hat denn auch nicht gefehlt. Das Roupee war ziemlich vollständig besetzt. Zunächst besand sich darin Ihr ergebener Diener, dann ein unbedeutender Bürger und schließlich ein kleiner Herr mit vorwichtigem Miene, bei dem ich sofort dachte: das ist mein Mann. Wahrhaftig, Novigo sollte seine Agenten doch besser aussuchen. Diese Kerle machen der Verwaltung Sr. Majestät des Kaisers keine Ehre. Ich habe nicht das Vergnügen, den Polizeidirektor Novigo's zu kennen, aber nach dem Bilde, das man mir von ihm gemacht hat, wäre es sehr wohl möglich, daß es Degrange selbst war, der mit mir im Wagen saß. Ich werde sehen. Stellen Sie sich vor, daß dieser elende Wicht sich damit unterhalten hat, einem armen Kerl von Kaufmann, der mit uns reiste und in Gänsebälgen handelt, die Würmer aus der Nase zu ziehen. Es scheint, daß es im Poitou eine sehr schöne Rasse dieser interessanten Vögel giebt. Alle Gänneriche sind weiß, ohne einen einzigen Fleck und sehen zum Verwechseln Schwänen gleich. Unser Kaufmann hat uns das erklärt. Er hat auch über Politik gesprochen und besitzt seine eigene Meinung über die kaiserliche Regierung.

Er denkt nicht zu viel Schlechtes von ihr, und wenn die Verwaltung sich mehr mit der Gänsezucht beschäftigte, wenn er vor allem keinen Zoll mehr für die Einfuhr seiner Bälge nach Paris bezahlen brauchte, wäre alles auf das Beste geordnet. Ich habe ihm gerathen, ein Schreiben an den Kaiser zu richten, dem keine kleinste Einzelheit fremd ist, und der nichts vernachlässigt, was das Glück seiner Unterthanen angeht. Er antwortete mir, daß der Gedanke vortrefflich wäre, und er darüber nachdenken wolle.

Während er so schwatzte und allerlei Nichtigkeiten sagte, hörte der Spion Novigo's mit beiden Ohren zu. Ich wette, daß er bereits an seine Vorgesetzten einen Bericht über diesen braven Mann verfaßt hat. Und durch solche Berichte glaubt die Regierung sich über die Ansichten im Volke zu unterrichten! Schließlich geht es mich aber nichts weiter an, und ich kehre zu beflagtem Hammel zurück. Hammel kann man in diesem Falle mit Recht sagen. Unsere Reise ist sehr gut verlaufen, und ich habe darüber nichts weiter von Interesse mitzutheilen.

In der Nacht that der brave Aufpaffer, als ob er schlief. Aber selbst in der Dunkelheit fühlte ich sein kleines Auge, das mich durchbohrend ansah, auf mir ruhen. Ich habe ihn nach Gefallen wachen lassen und dafür den Schlaf des Gerechten genossen. Erst in Poitiers erwachte ich, als der Postillon beim Einfahren in die Stadt mit der Peitsche knallte. Ich kannte kein Hotel; ich ließ mich deshalb von dem Gänsebälgehändler führen, und wir stiegen zusammen in den Trois-Piliers ab. Natürlich ist Degrange (lassen Sie mich ihn so nennen, obgleich ich nicht bestimmt weiß, ob er es ist, aber es ist mir bequemer) uns gefolgt. Von morgen Vormittag ab werde ich mit Hilfe der Anweisungen, die Sie mir von dem Herzog de Feltre gegeben haben, das Terrain studiren, und so bald ich etwas Neues habe, an Sie schreiben.

Ich bin, mein Herr, Ihr sehr ergebener Diener  
Méhu de la Guiche.

P. S. Unter uns gesagt: ich habe im Palais Royal am Tage meiner Abreise nicht viel Glück gehabt und die Napoleon's, die Sie mir gegeben, etwas angegriffen. Kurz, ich bin wie das Kreuzifig von Monne, sehr enttäubert. Schicken Sie mir doch eine Anweisung auf den Zahlmeister für Herrn Pavic, Beamter bei den Armeelieferungen. Das ist der Verux und der Name, den ich hier angenommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

„Stauben Sie denen nicht, die Sie niederziehen wollen,“ sagte mir Liebknecht gelegentlich einmal. Ost wurde ich an dies Wort erinnert. Man braucht es manchmal, will man einiges Selbstvertrauen fassen. Denn zu häufig erfährt man im Leben, daß jene, die mit wohlfeilen Klünsten vertraut sind, leicht der billige Vorree zusiegt.

Das ist nicht nur bei uns so; es ist internationaler Brauch; und verwundert fragt man sich, wie konnte der oder jener so viel Anhang gewinnen, ja mitunter geradezu zu Heldenruhm gelangen? In Frankreich liebte man es früher, der nationalen Eitelkeit mit dem Spruch zu schmeicheln: Bei den eifrigen Franzosen iddter die Lächerlichkeit. Längst sind dort die verschiedensten Leute lächerlich geworden, und die Lächerlichkeit hat ihnen nichts angehabt. Sie leben und minner noch sammelt sich Volk um sie und lauscht ihren abgeklapperten Truaden. So ist es zum Beispiel mit dem Schreiberls Déroulède in Paris. Einst galt er für den Don Annyote des tollgewordenen Chauvinismus. Das war damals, als die Nittertschaft von der Patriotieuliga entstand. Dann fing der „gesunde Menschenverstand“, dessen der Pariser Bürger sich ebenfalls gern zu rühmen pflegt, wieder das ewige Geschrei der Déroulède und Genossen zu protestiren an; man spöttelte und lachte endlich. Es war aber nicht das echte, fröhliche Lachen des Gesunden, der sich über die Déroulèdes, die das zerfchundene Frankreich in ewig gleichen, einsüßigen Zerminaden klagten, lustig machen durfte, dazu war die bourgeoise Republik nicht recht im stande. Sie erlebte ihr Panama; und heute darf ein Déroulède wiederum kommen und darf selbst das Gespenst des Boulangerismus beschwören. Es segt den einsamen Narren kein kräftiges Gelächter hinweg. Im Gegentheil, es pelngt ihm, wieder von sich sprechen zu machen. Vor ein paar Tagen wurde in Paris ein Patriotendrama von ihm angeführt: „Der Tod des Generals Hoche“. Darin hält der Dichter seinen Landsleuten einen Spiegel vor. Er sleet darum, daß ein Mann, ein eiserner Held kommen möge, wie einst Bonaparte war, und wie nach Déroulède's Anschauung Boulanger hätte werden können; ein Mann, der sich den Teufel um ein verrottetes Parlament, eine verlumpte feile Presse scheert und den frischen, frohen Staatsreich wagt, und das Pariser Publikum hört die Deltamationen des staatsreichlästernen Déroulède mit einer Art von Sensation. Déroulède's wüste Pathetik wird nicht durch gallische Heiterkeit erstickt; man wagt es nicht mehr, hell-laut aufzulachen, wenn das Andenken des komödiantischen Boulanger, der auf seinem tänzelnden Hofse manchmal den Eindrud eines Zirkus- oder Operettengenerals machte, wieder lebendig wird, und wenn ein donquixotischer Mann erklärt: Seht, dieser Boulanger war ein Mann für Euch. Das wäre ein Rächer und Ritter zugleich für Eure Gesellschaft gewesen, ein eisenerwehrter Diktator! O daß doch bald ein zweiter, ihm gleich, erfände!

Vielleicht giebt es bängliche Franzosen genug, die in dem Staats-freichprediger am Ende einen ersten Denker erkennen. Es giebt

ja auch in unserer Bürgerschaft eine beträchtliche Anzahl kochfertiger Leute, denen es feierlich über den Rücken läuft, wenn wieder irgend ein Schandigkeitskapitel zu kurz entschlossener That, zu Gewaltthaten rath.

In Oesterreich haben es die Gesellen mit den wohlfeilen Künstlern noch leichter als im heutigen Frankreich. Man kann dort Hektenglorie erwerben und doch nichts anderes sein, als ein lungentüchtiger Mann, der sich nach wilder urtentonenhafter Art geberdet. Als die Schießaffäre des Ministers Baden, diese ungeheuerliche Gelei, vorüber war, da erhielt Baden's Gegner, der polternde Wolf, hunderte von feierlichen Erklärungen. Er konnte sich leicht wie ein heldenhafter Netter des bedrängten Deutschthums vorgekommen sein. In den liberalen Zeitungen aber stand zu lesen, der Bittolenschuh des deutschnationalen Wolf schaffe Klarheit für die verworrene Situation. Im schäbrednerischen Stil der Wiener Schule liest sich derlei sehr hübsch. Die Fleischwunde des Grafen Baden war bald verheilt, mit der Verwirrenheit in Oesterreich stand es nicht um ein Haar besser; und die hemdsärmeligen Urrentonen thun ihr möglichstes, um den Parlamentarismus in der Welt herabzusetzen. Was braucht es der feinen Geister, um den Kulturwerth einer Nation zu erklären? Die Mozart und Grillparzer thun es nicht. Der radikale Meister des Madans hant mit der Faust auf den Tisch und brüllt auf: Will mir wer was? Ich bin deutscher Kulturträger. So thut er dann, als hätte er mit Goethe am selben Schreibtisch gedichtet, mit Kant brüderlich gedacht; und die Leute, die so oft im radikalen Redner die lästigste Entschiedenheit sehen, jubeln ihm zu, als wären wirklich erlösende Worte gesprochen worden. Wenn der Verlegenheitspolitiker Baden fällt, der heute leichtfertig einen Gewaltstreich diktiert, um morgen in nervöser Angst vor einem renommtistischen Schreier zum „Duell zu flüchten“, so haben ihn gewiß nicht die Madaparlamentarier geküsst, die mit wüthigen Gebarden sich vor den Tribünen breit machen und als schimpfende Polterer glängen. Mit so billigen Mitteln ist man kein Ministerführer. Derlei kann man nur ganz naiven Leuten einreden.

Flammende Proteste gegen Vergewaltigung der Freiheit oder der Nation werden in Wahrheit weit nachhaltiger wirken, wenn sie nicht in knabenhaft unreifen Erzessen verpuffen. Und dann sollten die Herrschaften, gleichgültig ob sie deutscher oder slavischer Nation sind, noch eines erwägen: der Parlamentarismus verpflichtet sie gerade gegenüber den Gegnern des parlamentarischen Weisens, die heutzutage überall sprunghaft auf der Lauer sind und je nach ihrem Temperament oder ihrer Gesinnung einen angeklärten oder einen ehernen barschen Absolutismus herbeiführen. In Momenten leidenschaftlicher Exaltation wird das heftigste Wort von selbst sich einstellen; daß aber Leute in ewiger Exaltation sich befinden, das glaubt man nicht. Dieselben Leute machen sich lächerlich und schädigen zugleich den Parlamentarismus überhaupt.

Neulich hat ein deutscher Schriftsteller die Bemerkung gethan, wie der Parlamentarismus seit ein paar Jahrzehnten in Kunst und Leben an äußerlichem Ansehen verloren habe. Früher spiegle man den Parlamentarier zu idealisiren: er war Held der Gesellschaft, Held der Komödie oder des Romans in der Kunst. Was habe jetzt zum größten Theile aufgehört. — Das wäre nun gewiß nicht das größte aller Uebel. Ein gutes Stück verklärter Romantik hatte da mitgespielt. Mit jugendlicher Einbildung gekrafft hatte man den jungen deutschen Parlamentarismus wohl zu phantastisch angeschaut. Der befeuernde, schwunghafte Sprecher galt damals wohl noch mehr, als der bescheidene parlamentarische Strategie, der, in harten, andauernden Kämpfen die trauen Machtverhältnisse zu überschauen und zu prüfen gelernt hat. Für Romantiker, wie die Spielhagen sind, geben diese Parlamentarier freilich keine Heldeckenste ab. Abgesehen aber von aller verklärten Romantik: Zur Schädigung am Ansehen parlamentarischen Weisens tragen ohne Unterlaß der Fraktionen jene Elemente ohne Frage bei, die äußerlich radikalen, innerlich leichteren Madat mit höchster Lebensenergie verwechseln, wie es jetzt die kantonischen Schwärmer Oesterreichs halten. Diese wortreichen Schwärmer, sammt denen, die ihnen heraufsch folgen, pflegen reich in ihren Stimmungen zu wechseln; und auf Orophuerei stellt sich bei ihnen gerne wänerliche Verzagtheit ein.

Schwärmer ähnlichen Charakters haben wir auch bei uns. Zumal ist unsere Künstlerschaft leicht enthusiastisch und ebenso leicht bitter verletzt. Was hatte man sich von der „monumentalen Entfaltung der nationalen Kunst“, wie das Schlagwort lautete, versprochen? Was ist daraus geworden? Mehrfach bereits ist dieses Thema an dieser Stelle berührt worden. Mehrfach ist auf die Schwärmerei der Künstler und die nachfolgende Enttäuschung hingewiesen worden, auf den starken Widerspruch zwischen Worten und Können. Ganz merkwürdig trat dieser Widerspruch auf, als es sich um das Bismarck-Monument handelte, das den Formen des Ballonischen Reichstagspalastes sich anschmiegen soll. Die Bismarck-Enthusiasten unter den Künstlern waren im brennendsten Eifer. Ein gewaltiges nationales Monument, riefen sie. Nun werde wirklich das einfache künstlerische Dokument entstehen, das „Zeugniß einer Zeitgeschichte“. Und kaum jemals zuvor war eine möglichere künstlerische Niederlage erlebt worden. Selbst die Schönfärber konnten durchaus keine Befriedigung heucheln, als man die Entwürfe zum Bismarck-Denkmal im Ausstellungspalast sah. Man vertheilte ja erste und zweite Preise genug; es gab ja heidenmäßig viel Geld dafür. Aber man machte einen Verlegenheitsantrag. Die Träger der ersten Preise

und einzelne hingubernene Künstler, die übrigens Entschädigung für ihre Arbeit erhalten haben, sollten zu einem engeren Wettbewerb zusammentreten. Das geschah und die Preisrichter kamen in dieser Woche zusammen und vergaben den Auftrag an Reinhold Vagas für dessen Entwurf. Darob erhebt sich in der Presse, wie in der Künstlerschaft wieder die alte Jeremiade. Gerade der Entwurf von Vagas, heißt es, wird gewählt und er entfernt sich am meisten vom Stil und den Formen des neuen Reichstags? Die Jury hätte sich schon auf den Vagas'schen Entwurf von vornherein geeinigt. — Die Künstler werden nie recht geschick; und nie rücken sie offen mit der Sprache heraus. Warum tritt man nicht mit begründetem Protest vor die Öffentlichkeit, für den Fall, daß die Jury anderen Einflüssen, als rein künstlerischen, unterthan war? — So enden unsere „künstlerischen Großthaten“. Zu Anfang kann man den Mund nicht voll genug nehmen; der Schluss ist Reizbarkeit und Gezänk. Alpha.

### Kleines Feuilleton.

— Die Bank der Alten. Auf den Bäumen des Plazes, der wie ein Thal zwischen die schroff und mässig aufragenden Häuser sich einschneidet, liegt die helle Octobersonne. Auf einer Bank sitzt ein alter Mann. Nur wenige Schattenflecke werfen die schwach-belaubten Bäume über ihn, auf die Bank und auf den gelben Kiesweg, der dicht an der Straße hinläuft. Der Alte sitzt geträumt; er stützt die knochigen Hände, deren Finger schief und steif sind, auf einen alten Stod und blinzelt mit seinen rothräuderigen Augen nach der nächsten Bank hinüber. Zwei kleine, schwächliche, trummbeinige Kinder stehen vor ihr und formen Sand. Der Alte drückt seine zerknitterte, verschlossene Rattumrinne noch tiefer in die Stirn und hält einen Augenblick die Hand vor das edlige, eingefallene Gesicht, in das ein langes, mühevolltes Leben tiefe Runen gemeißelt hat.

Zwei Gestalten kommen langsam näher. Auch sie gehen nicht mehr gerade und jugenbleicht. Der eine zieht sein linkes Bein immer nach. Er ist kleiner wie der andere, der dadurch, daß er seinen Kopf bis an den Hals zugedrückt hat, noch dürrer aussieht, als er wirklich ist. An der Bank bleiben sie stehen und begrüßen ihren Altersgenossen. „Wie warm noch die Sonne scheint!“ sagt der Kleine aufstöhnend, als er sich, die Schöße seines langen Rockes aufschmend, neben dem Sitzenden auf die Bank fallen läßt. „Das thut mir sehr wohl.“ antwortet dieser mit flüsternder, leiser Stimme. Die wenigen Worte reizen ihn so, daß er in einen heftigen Husten ausbricht, der ihn vor- und rückwärts wirft und ihm den Kopf zu sprengen droht. Der Dürrer zieht sich gelassen eine angekollte Holzpieße aus seiner Brusttasche, steckt sie in den fast zahlosen Mund, klappt langsam den Deckel hoch und stecht mit dem Zeigefinger im Pfeifenlopf herum. „Na, Fritz.“ sagt er zu dem Hustenden, während er sich auf dessen anderer Seite legt. „Du hast wohl wieder Beschwerden?“ Fritz, dessen Husten nachläßt und sich in einzelnen Stößen ausstößt, hebt mit der Hand ab. „Hat denn Dein Junge Arbeit?“ fragt ihn der Kleine nach einiger Zeit. Fritz schüttelt verneinend den Kopf, während er sich sein volleses Halstuch fester zieht. Dann schweigen die Alten und blinzeln hinüber nach der Straße, auf der die Pferdebahnen dicht hinter einander vorbeifahren, zwischendurch die mit lebhaften Farben bemalten Geschäftswagen und Omnibusse, Frauen gehen vorüber. Die meisten haben einen Korb am Arm.

„Was macht denn Dein Schwiegersohn?“ fragt der Kleine. „Was soll er machen?“ meinte mürrisch der Dürrer, der sich inzwischen die Pfeife angezündet hat. „Er bleibt eben bei ihm wohnen.“ Die Alten liegen schweigend in der Sonne unter den Bäumen und blinzeln hinüber nach der Straße, auf der die Menschen eilen und hasten. —

### Literarisches.

— Krauß, Nicolaus, Im Waldwinkel. Skizzen und Geschichten. Berlin W., F. Fontane u. Co. 111 S., M. 80. In dem vorliegenden Bande der schön ausgestatteten Sammlung von „Fontane's 1 Mark-Bücher“ hat der Verfasser einige seiner besten, in Zeitschriften und Zeitungen zerstreuten Skizzen und Geschichten vereinigt. Die Titel derselben sind: Der Tod im Walde, Das Hirschrauh, Crescenz Heiderer's Stadtgang, Weihnachtsen im Walde, Verhauen ist der Wald. Br.

### Musk.

— Neues Operntheater. Am Freitag brachte die „Kinderoper“ des Herrn Soffredini ihr erstes Stück „Salvatorello“ heraus. 28 Knaben im Alter von 11—17 Jahren traten in der Oper auf und gaben sich alle Mühe, erwachsene Künstler zu kopiren. Das Stück fand Beifall. — Ueber diesen Geschmack, der kein Geschmack mehr ist, wollen wir nicht streiten, es wäre nutzlos. Was uns betrifft, so lehnen wir die Idee, Kinder auf diese Weise auf die Bühne zu bringen, diese ganze „Kinderarbeit“ überhaupt, ganz energisch ab. Es ist ein Frevel, begangen an jungen Menschen. Daß die Leitung einer Hofbühne zu diesem Unfug die Hand bietet, zeugt höchstens von Geschäftsgeist. —

### Kunst.

— Die große internationale Kunst-Ausstellung in Kopenhagen ist gänzlich mißglückt. Das Defizit beträgt gegen 120 000 Kronen. Während des ganzen Sommers wurden für 1000 Kronen Kunstwerke verkauft. Eine

Lotterie, mit der für 30 000 Kronen Kunstwerke angekauft werden sollten, mußte aufgegeben werden. —

### Völkerkunde.

— **Abessinische Sitten.** Der in Abdis Ababa weilende Korrespondent des „Tempo“ berichtet über mancherlei Merkwürdiges, was er bei den Abessiniern gefunden hat. Dahin gehört die große Rolle, die in der Religion der Abessinier das Fasten spielt. Von den 365 Tagen des Jahres fasten sie 192, also mehr als die Hälfte. Dabei wird das Fasten äußerst streng gehalten. An den Fasttagen giebt es nichts bis nach Mittag, und dann nur Brotkrumen, ohne Butter. Fleisch ist natürlich verboten, ebenso die Eier und jedes Fett, zuweilen auch die Fische. Vom Gründonnerstag bis zum Ostersag früh wird von manchen Leuten, namentlich von Geistlichen und sonstigen Würdenträgern, vollständig gefastet. Kein Wunder, daß die Leute zu Ende der Fastzeit ganz heruntergekommen sind und wie Schatten herumlaufen. Der Tag der Fleischlöse erregt darum auch die größte Freude, und alles begrüßt sich mit den Worten: „Endlich hat der Herr uns vom Joch des Fastens befreit!“ Dann geht man daran, sich schadlos zu halten. Es ist unglaublich, was ein ausgefasteter Abessinier im Essen und Trinken leisten kann, aber sehr häufig empören sich Magen und Gedärme gegen das Uebermaß der ihnen zugemutheten Schabloskostung, und Verdauungs-Krankheiten sind die regelmäßige Folge der Fasttage. Diese Betonung des Fastens ist eine uralte Sitte; schon von den abessinischen Heiligen des früheren Mittelalters erzählt die Legende wahre Heldenthaten des Fastens, die Mönche pflögten und befestigten die Sitte, und schließlich lag im Fasten auch ein Gegensatz zum Mohammedanismus, von dem die abessinischen Christen sich unterscheiden wollten. So wurde das Fasten zum Mittelpunkt der Religion der Abessinier, die im übrigen weder viel zur Kirche geben, noch darin sehr andächtig sind. „Ich gestehe,“ fährt der Berichtsteller fort, „daß die Monomanie des Fastens mich sehr wunderte bei diesem äthiopischen Volke, das sich sonst so sehr durch seinen praktischen Verstand auszeichnet. Ein Franzose, der sich hier niedergelassen hat und vor einigen Jahren gestorben ist, hinterließ eine Tochter. Die Mutter derselben, eine Abessinierin, kam zu mir gerade in der Zeit, wo sich die Tochter verheirathen sollte. „Sie werden doch zu Ihrer Tochter ziehen?“ fragte ich sie. „Ach nein,“ war die Antwort, „das schickt sich in unserem Lande nicht.“ — „Wie so? Das schickt sich nicht?“ — „Rein; die Mutter darf ihre jung verheirathete Tochter ein ganzes Jahr lang nicht sehen. Erst nach Verlauf eines Jahres darf sie dieselbe sehen, aber es gehört zum guten Ton, diese Erlaubniß nicht zu mißbrauchen, damit man nicht den Schein auf sich lade, als wolle man sich in die Angelegenheiten des jungen Ehepaars mischen.“ —

### Geographisches.

— **Ueber die Entstehung der norddeutschen Haide** sprach in der letzten Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues Dr. Paul Gräbener. Wir folgen dem Bericht der „Voss. Zig.“ Lange Zeit war man über die Ursachen gänzlich im Unklaren, um so mehr, als man aus den alten Chroniken wußte, daß jene Striche: die Lüneburger Haide, die Haideflächen der Lauenburg und die langen Küstenstriche von Mecklenburg und Pommern bis zur Danziger Bucht zum großen Theil noch bis ins Mittelalter hinein mit Wald bestanden waren. Insbesondere aus der Lüneburger Saline wurden jährlich große Mengen von Holz abgefahren. So nahm man zunächst an, daß die Umwandlung jener Strecken in Heiden auf die Thätigkeit des Menschen zurückzuführen sei. Diese Erklärung war aber schon um deswillen haltlos, weil Eichen- und Buchenwald eine große Verjüngungskraft besitzen, so daß sich mindestens ein Theil des früheren Waldbestandes wieder ergänzt hätte, wenn es sich lediglich um Abholzung gehandelt hätte. Erst durch die neueren Forschungen unserer Quartärgeologen erhielt man Aufschluß über die wirklichen Ursachen. Es wurde festgestellt, daß die Heiden nur da eine große Ausdehnung gewinnen, wo große Mengen von Niederschlag fallen. Während in unseren Gegenden die Menge des jährlichen Niederschlags 55 Zentimeter nicht übersteigt, erreicht sie nach Westen zu eine Höhe bis zu 70 Zentimeter und darüber. Durch solche Niederschlagsmengen lassen sich auch jene eigenthümlichen Veränderungen erklären, welche im Laufe der Zeit im Boden der Haidegegenden vor sich gegangen sind. Wenn alljährlich 10–20 Kubikmeter Feuchtigkeit mehr durch die oberen Bodenschichten sickert, als bei uns, so werden naturgemäß die oberen Schichten auch mehr ausgelaugt. Die löslichen Salze wandern in tiefere Schichten und der Sand wird nach und nach seiner Nährstoffe beraubt. So haben sich auch die aus den Resten der alten Wälder gebildeten Humussäuren immer mehr in den unteren Schichten angehäuft und sich hier mit dem Sand vermischt, bis sie diesen schließlich in eine Art Sandstein umgewandelt hatten, der für Pflanzenwurzeln ganz unüberwindlich ist. Dieser Humusstein — in der Lüneburger Haide nennt man ihn Ortstein — wird bis über 1/2 Meter dick und verhindert das Nachwachsen der Wälder, während er den alten Bäumen höchstens dadurch schadet, daß er das Dickerwerden der tiefliegenden Wurzeln verhindert. Diese Oeffnungen, welche durch alle Baumwurzeln im Ortstein zurückgeblieben sind, die sogenannten Ortsteinlöcher, ermöglichen es allein, daß vereinzelt Bäume in der Lüneburger Haide gedeihen

können. Oberhalb des Ortsteins hat der Boden nur einen sehr geringen Gehalt an Nährstoffen, höchstens 1 bis 3 Theile auf 100 000 Theile Sand, so daß hier nur die echten Haidepflanzen ihr Fortkommen finden. Zur Anforstung ist die Lüneburger Haide also keinesfalls befähigt. Man hat mit Hilfe des Dampfschlages den Ortstein durchbrochen, und wenn die Ortsteinbildung nicht zu weit vorgeschritten ist, gelingt es auch häufig, die Bäume so weit zu bringen, daß sie mit den Wurzeln bereits in tiefere Schichten gelangt sind, ehe der Ortstein sich wieder genügend gebildet hat. Au Nachwuchs ist aber auch hier nicht zu denken. Weit schlechter noch sind die Erfolge in solchen Strichen, in denen die Ortsteinbildung eine sehr große Stärke erreicht hat. In den ersten Jahren gedeihen die angepflanzten Bäume ganz gut. Dann aber zeigt sich eine eigenthümliche Erscheinung. Nach dem Maikuhls verdorren die jungen Bäume plötzlich reihenweise und in kurzer Zeit ist die ganze Anforstung zu grunde gerichtet. Die in den Pflanzlöchern vorhandene gute Erde ist ihrer Nährstoffe beraubt, der Haideboden vermag diese natürlich nicht herzugeben, während die tieferen nährstoffreichen Bodenschichten, die bis über 30 Theile gelöste Salze auf 100 000 Theile Erde enthalten, durch den Ortstein abgeschlossen sind. Hand in Hand mit der Haidebildung geht die Torfbildung. Wenn nicht durch eine sehr intensive Forstwirthschaft die weitere Ausbreitung der Ortsteinbildung verhindert wird, so werden die Heiden eine immer weitere Ausdehnung nach Süden gewinnen und schließlich die ganze norddeutsche Tiefebene ausfüllen. —

### Humoristisches.

— **Gemächliche Fahrt.** Vor einigen Tagen fuhr der Lokalbahnzug von Freystadt nach Gr. Die Fahrgäste wunderten sich allgemach über die große Gemächlichkeit, weil er gar nicht vorwärts kommen wollte. Sie schauten zum Fenster hinaus und siehe da, der Heizer der Lokomotive lief neben dem Zuge her und suchte seine Lokomotive einzuholen, was ihm auch bald gelang; dann ging's schneller. Böse Leute sagen, daß anfangs der Heizer den Zug schieben mußte. —

— **Eine drollige Geschichte** wird aus dem Wiener Raimund-Theater berichtet. Vor einigen Tagen erschien Knapp vor Beginn der Vorstellung eine Pändungskommission, geführt von einem Advokaten, in der Direktionskanzlei des Raimund-Theaters. Der gerichtliche Auftrag lautete auf Pändung der Fahrmisse einer Künstlerin. Der Theaterdirektor nahm sich der Schauspielerin, die nicht zu den festangestellten Mitgliedern des Instituts gehört, energisch an und meinte, es gehe doch nicht an, eine Künstlerin in dem Augenblick zu pänden, wo sie sich rüfte, aufzutreten. Die Schauspielerin würde jede Fassung verlieren, viellecht wäre der Abend verloren. Der Advokat bestand auf strengem Schein. Während in der Kanzlei eine lebhafte Debatte hin- und herwogte, trat der Anwalt des Raimund-Theaters in das Zimmer. Auch seine Gemüthsstimmung fruchtete nichts. Plötzlich zuckte ein reitender Gedanke durch seinen Kopf. „Sie wollen pänden, Herr Kollege“, sagte er zum Gegner, „Sie wollen auf der Bühne eine Exekution in Vollzug setzen? Ja, wissen Sie denn nicht, daß laut behördlichen Auftrages nur den auf der Bühne Beschäftigten der Zutritt gestattet ist? Sie können gar nicht die Bühne betreten, weil Sie sonst einer Uebertretung sich schuldig machen.“ Tableau! Der gegnerische Advokat protestirte gegen diese Auslegung einer behördlichen Anordnung; seine Bemühungen waren umsonst und er mußte mit der Kommission abziehen, um einen Gerichtsbeschluß einzuholen. Woher einen Beschluß zu nachschlafender Zeit nehmen? Die Exekutionspartei mußte sich in Geduld fassen. Inzwischen kam ein Ausgleich zu stande. —

### Vermischtes vom Tage.

— 20 000 M. für zwei Briefmarken sind unlängst in Berlin gezahlt worden. — Einmal dumm! —

— Im Walde bei Rattowitz suchte ein Mann durch Erhängen seinem Leben ein Ende zu machen. Als es wehe that, schrie er. Leute kamen herbei und befreiten ihn. Kaum hatte der Mann sein Bewußtsein wiedererlangt, nahm er einen Holzknüttel und versuchte, auf seine Kette einzuschlagen. —

— Ein in Karlsruhe lebender „Heilkünstler“ gab gegen Rheumatismus vier mit Schwefel in pulverisirter Form gefüllte Päckchen, zwei größere und zwei kleinere. Die letzteren werden in den Hosentaschen getragen, auf den beiden größeren sollte der Leidende nachts im Bette liegen. Jeder Abnehmer mußte sich auf Ehrenwort verpflichten, keines der Säckchen zu öffnen, und eine Urkunde unterzeichnen, daß er im Falle der Zuwiderhandlung eine Buße von 2000 M. zu entrichten habe. Als die Geschichte zur Anzeige kam, erhängte sich der Mann. —

— Wegen suchtbarer Schneefürme auf der österreichischen Nordbahn mußte der Gesamtverkehr auf der Strecke W i g s t a b e i - B a u t s c h eingestellt werden. —

— Fiume, 8. Oktober. Aus der naheliegenden Ortschaft Klanc wird gemeldet: Fünf Arbeiter, die aus dem Walde hatten heimkehren wollen, wurden auf dem Wege erfroren aufgefunden, nur einer von denselben konnte noch ins Leben zurückgerufen werden. —

t. In London ist der Typhus ausgebrochen. —